

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	4 (1928-1929)
Heft:	3
Artikel:	Wenn das meine Mutter wüsste, wie's mir in der Fremde geht
Autor:	Kollbrunner, Oskar
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1065021

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn das meine Mutter wüsste, wie's mir in der Fremde geht - - -



Erinnerungen von Oskar Kollbrunner
Redaktor der amerikanischen Schweizer-Zeitung

Zur Zeit, als die Vereinigten Staaten sich im mörderischen Kriege gegen Deutschland den Alliierten anschlossen, wohnte ich in Chicago, in einem möblierten Haus an der South Clark Street. Ich lebte damals vom Bettel, nachdem ich in allerlei fünftklassigen Stellungen versagt hatte. Ich lebte im Hader mit Gott und Welt. Meine Seele blutete wie eine offene Wunde in mir. Ich hatte alles versucht, mich mit ehrlicher Hände Arbeit durchzuschlagen. Umsonst. Es reichte oft kaum zu einem Abendbrot in einem nach Oelmargarine und verschimmelter Wurst riechenden Hash-Haus an der Tingeltangel- und Lumpazius-Vagabundusstrasse, South State Street, die der dumpfen Gesindelgasse von Clark Street parallel läuft.

So wurde ich Bettler und verdiente dabei in einem Tage mehr als früher bei

dreitägigem Geschirrspülen oder Bodenreinigen in einer Pinte. Mein Betteln hatte seine ganz persönliche Note. Ich bettelte nur in den Vororten, und zwar in deren abgelegensten Häusern, in die sich verhältnismässig wenig «Kunden» hineinverloren! Ich spezialisierte in Häusern, über deren Stiegen zu lesen war: Hausbettel verboten. Dieser hartherzige Satz ist nie ein Schreckschuss für mich gewesen. Gerade in diesen Häusern war etwas zu holen; denn sie wurden nur selten von fahrendem Volk unsicher gemacht. Präsentierte sich dann einmal einer, der so naiv und grün aussah wie ich, so wurde er selten abgewiesen, so dachte man, einer, der den obigen Schreckschuss nicht scheute, müsse wirklich bedürftig sein, sonst würde er dieses Haus meiden wie einen Hades, in

dem es ein Telephon gab, die Polizei aufzurufen, ja in dem vielleicht selber so ein Vertreter des Gesetzes wohnte.

Ich erbettelte auch keine Pfennige wie ein ordinärer Treppensteiger und Klinikenputzer. Mein Mindestsatz betrug einen Dollar, den ich vorgab für Reisegeld nach einem entfernten Orte, wo meiner eine imaginäre Beschäftigung wartete, oder wo ich imaginäre Verwandte besass, zu benötigen. Es gab Tage, an denen ich nach dieser Methode bis zu zehn Dollars einheimste. Hatte ich einmal mein unruhmliches und verabscheuungswertes Geschäft begonnen, so verfolgte ich mein Ziel mit einer mir heute unverständlichen Hartnäckigkeit, bis ich meine zehn Dollars in der Tasche verspürte. Dann aber verliess mich alle Energie, und ich setzte mich in die erste beste Strassenbahn und fuhr meinem Zimmer zu. Da zerquälte ich dann mein Hirn, einen Ausweg aus diesem verdammten Dasein zu finden, da versuchte ich dann immer und immer wieder, mich aufzurappeln, den rechten Weg zu finden. Da verbissen sich meine Zähne in die schmutzigen Schlafkissen und quollen bittere Tränen der Reue. Und die Anklage stand riesengross neben meinem Bett, und neben ihr stand meine Mutter und weinte über die Untaten ihres verlorenen Sohnes. Aber keine erlösende Kraft kam mir zu Hilfe, selbst das Bild meiner Mutter besass keine vollkommene Macht mehr über mich.

Bis mein Sündengeld auf fünfzig Cents zusammengeschmolzen war, trieb ich mich jeweils in den Bibliotheken Chicagos herum. Da studierte ich die Tageszeitungen aus aller Welt, da sass ich, bis sie die Lichter ausdrehten, über den Werken Tolstois, Emersons und

hundert andern, die mir Befreiung von meinem mich niederdrückenden Joch verhiessen. Vergeblich: Ich war an die Bettelei angekettet, war angekettet wie ein Schlosshund an seine Kette.

An einem jener Tage las ich in der Zeitung, dass sich jeder junge Mann, ob Bürger oder Ausländer, der Regierung für den Kriegsdienst zur Verfügung zu stellen hätte. Dem Aushebungsbefehl zur Militärflicht hatte auch ich zu gehorchen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, auf der Strasse aufgegriffen zu werden.

So stand ich an einem schönen Morgen in einem Barbierladen an der South State Street, der von den Militärbehörden requiriert worden war und als Anmeldestelle für den Distrikt, in dem meine Behausung sich befand, galt. Da wurde ich von ein paar gewichtigen, uniformierten Persönlichkeiten gründlich über mein Woher und Wohin ausgefragt. Ich antwortete so recht und schlecht, als ich es unter den Umständen zu tun vermochte und wurde vorläufig, indem man mir eine Identifikationskarte überreichte, entlassen. Trotzdem ich ein Schweizer war, stand der Schatten der Aushebung zum Militärdienst schwer über mir; denn ich besass keinerlei schriftliche Beweise meines Herkommens und war in Anbetracht meiner aussergesellschaftlichen und jeden Einflusses baren Stellung so gut wie vogelfrei.

Für verschiedene Wochen blieb ich durchaus unbelästigt und ging, so oft meine Barschaft auf fünfzig Cents heruntergekommen war, meinem seltsamen Handwerk nach. Mit noch einem Dollar in der Tasche hätte ich den Mut, meine Schröpfköpfe anzusetzen, nie und nim-

mer aufgebracht. Aber mit nur 50 Cents, die ich in Whisky anlegte, um mich für meine Unternehmungen zu stärken, war ich Bursch und fuhr, Vogel friss oder stirb, einem Vorort entgegen und damit dem Feld meiner Tätigkeit.

Geschäftsauflösung

Plötzlich erliess die Regierung ein Gesetz, demzufolge jedermann, ob reich oder arm, irgendwie tätig sein musste, irgendeine nutzbringende Arbeit zu verrichten hatte. Kein Hebel der gewaltigen amerikanischen Kriegsmaschine durfte müssig bleiben. Alles, die ganze Nation war auf äusserste Kraftanspannung eingestellt. Die Wegelagerer, die Tagediebe, die Vagabunden und Lungerer wurden zu ganzen Rudeln eingefangen und in Munitionsfabriken usw. gesteckt. Jeder musste sich, wenn aufgefordert, ausweisen können, dass er arbeitete. Dieses Dekret traf mich wie ein Faustschlag. Da ich Gefahr lief, unter der Arbeitszeit an irgend einer Strassenecke ins Netz der Polizei zu geraten, fand ich es für ratsam, mein Quartier zu ändern und mich nach Gegenden zu verziehen, wo mein Gesicht unbekannt war.

So bestieg ich an einem Abend einen Frachtzug; denn ich wollte mir meine, wenn auch wenig glorreiche Freiheit nicht nehmen lassen. Ich werde jene Fahrt Richtung Buffalo nie mehr vergessen. Ich vermochte keinen einzigen leeren Wagen im Zuge zu entdecken. Alle Schiebetüren der Frachtwaggons waren verriegelt. An den Riegelösen hingen überall Bleiplomben, dartyend, dass die Wagen mit Ladung gefüllt und auf dem Weg unter keinen Umständen geöffnet werden durften. Hätte ich einen

der Wagen zu öffnen versucht und wäre dabei erwischt worden, so wären mir ein paar Jahre Zuchthaus sicher gewesen. Das auf den Puffern Stehen und sich an den Seitenstangen der Waggons Festhalten, kannte ich von früher her als eine ganz miserable Fahrerei, bei der man zudem nicht sicher war vor den über die Wagendächer laufenden Bremsern. Und so nahm ich im Schatten der Dunkelheit den Kuhfänger vor der Lokomotive. Wie ein Dieb schlich ich mich darauf zu. Unbeobachtet vermochte ich auf den Kuhfänger aufzuspringen, der übrigens eine Schutzausrüstung aus Eisen und Holz ist im Vordergrund der Maschine. Diese hat die Aufgabe, alle Hindernisse auf den Schienen aufzufangen und aus dem Wege zu räumen, um ein Entgleisen der Maschine zu verhüten. Der Kuhfänger, der wie eine Art Schaufel aussieht und das Geleise beinahe berührt, bildete für mich eine winzige Plattform, die weder der Lokomotivführer noch der Heizer beim Fahren überblicken konnten, und war wie geschaffen für meinen Zweck.

Zwischen den glühenden Augen des Zuges auf den Kuhfänger hingekauert, mich krampfhaft an allerlei Eisenstangenwerk festhaltend, ging es also vorwärts durch die Nacht. Ja, ich werde diese Nacht nie mehr vergessen. Ein sausender Wind hatte sich erhoben und geisselte mein Gesicht. Als der Wind nach einer Stunde abflaute, klatschte ein scharfer Regen nieder, der mich zur pudelnassen Vogelscheuche verwandelte. Kaum vermochte ich aus den Augen heraus zu sehen. Das über mein Gesicht strömende Regenwasser und ein eisiger Zugwind machten jede Minute zur Hölle. Und jede Minute schien ein Jahr lang zu sein.

Schemenhaft jagte die Landschaft vorüber. Unheimliches Dunkel ballte sich vor mir auf. Ein so massives Dunkel, dass ich jeden Augenblick vermeinte, den Schädel an ihm einzurennen. Die Haare stiegen mir zu Berge, Entsetzen schüttelte mich, als auf einmal im grellen Scheine der Zugsaugen eine Katze über die nassen Geleise wegsetzte. Meiner Phantasie kam sie so gross vor wie ein ausgewachsener Tiger. Der Zug fuhr mit äusserster Frachtzuggeschwindigkeit dahin. Hinter mir kreischten und spekakelten die Räder, stampfte die unheimliche Maschine und schoss zuweilen eine jähzornwilde Flammengarbe seitwärts aus dem Ofen heraus, dessen fiebernden Bauch der Heizer nährte. Nachdem der Zug stundenlang durch die Nacht gerumpelt war, machte er bei einer Junction neben einem Wasserreservoir Halt, und ich fand meine Zeit für gekommen, das Weite zu suchen. Geräuschlos verschwand ich neben der Geleiseböschung und plumpste in einen aufgeweichten Acker hinein. Dann schritt ich in einem total verwahrlosten Zustand über Felder und Aecker einem Dorfe zu, dessen ver einzelte späte Lichter in der Nähe aufglommen. Am Rande des Dorfes entdeckte ich einen alten Heuschober, in dem ich mich lang ausstreckte und bis in den nächsten Mittag hinein einen totenähnlichen Schlaf schlief.

Nach mancherlei Abenteuern gelangte ich nach Rochester. Hier mietete ich mir eine kleine Bude und liess mir vom Herbergsvater in South Clark Street in Chicago mein verbeultes Köfferlein nachkommen, das meine Siebensachen enthielt, die zumeist aus Papierbündeln bestanden, den sämtlichen Manuskripten

eines Vagabundendichters, samt und sonders in deutscher Sprache abgefasst. Zugleich liess ich eine Karte an das Hauptpostamt in Chicago abgehen, an das vordem meine Schweizerpost postlagernd abgeschickt worden war, in Ermangelung einer besseren Adresse. Ich beauftragte darin das Postamt, allfällige Briefe an das Hauptpostamt in Rochester weiterzuleiten. Das war mein Verhängnis.

Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben

Ich war nämlich in der Zwischenzeit vom Aushebungamt in Chicago erkoren worden, mich in einem Militärlager einzufinden, um für den Krieg vorbereitet zu werden. Von alledem wusste ich nichts.

Das Betteln hatte ich, seit ich in Rochester angekommen war, aufgegeben. Der ganze Fluch schien von mir gewichen zu sein, nachdem einmal ein gütiger Mensch, dem ich mein Herz ausgeschüttet, mir eine menschenwürdige Arbeit verschafft hatte. Im Bureau einer Fabrik, die optische Instrumente herstellte, hatte ich einen Posten bekommen, der mir nicht übel gefiel. Aber die Herrlichkeit sollte nicht lange dauern.

Eines Abends sprach ich am Postschalter vor, mich nach Briefen erkundigend.

«Haben Sie einen Ausweis über Ihre Person?» hiess es da. «Gewiss, gewiss!» und ich zeigte eine Arbeitskarte der Fabrik vor. Lauernd beobachtete mich der Angestellte. Dann sagte er: «Es ist wirklich ein Brief da für Sie!» Und dann: «Warten Sie, bitte, einen Augenblick!» Nichts Böses ahnend, lehnte ich mich an das Schaltersims an und wartete, wartete. Auf einmal stand ein bärbeissiger, sechs Fuss hoher Yankee hinter

mir. « Sie sind Herr X ? » « Bin ich », sagte ich, noch immer nichts ahnend. « Well, dann begleiten Sie mich für einen Augenblick nach meinem Bureau hinauf », befahl er, so einladend wie möglich. « Wir haben da ein paar kleine Differenzen zu beseitigen ! »

In seinem Bureau angekommen, händigte er mir einen Brief ein, dessen Adresse die Schriftzüge meiner Mutter verriet und der das Signum der französischen Zensoren trug, also geöffnet worden war.

« Sie werden wissen, » sagte er, « dass Sie sich in einem Regierungsbureau befinden. Mein Name — ich habe ganz ausser acht gelassen, mich vorzustellen — ist Joe Daniels, Regierungsdetektiv. » « Sehr angenehm, Herr Daniels », parierte ich seinen Vortrag, « und wegen was habe ich die Ehre ? » Da hielt er mir das Telegramm hin, während die Umstehenden einen sich schliessenwollenden Schraubstock um mich bildeten. Und ich las : Herr X. Z., pflichtig ins Armee-Camp Chicago einzurücken, ist hier flüchtig gegangen. Wenn X. Z. bei Ihnen Post abhebt, bitte in Verwahrung nehmen ...

Ich war mir dergleichen Situationen gewohnt und so sagte ich bloss leichthin : « Also, ich bin verhaftet ? ! » « Ganz recht, ganz recht », sekundierte einer der Herren, mich mit kniffigen Aeuglein abzelnd : « Sie sind verhaftet im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten. » Ein guter Satz, dachte ich, wahrhaftig, ein guter Satz, der in jedem Schulbuch stehen sollte. Und dann begannen mich die Herrschaften unter ein Kreuzverhör zu nehmen. Auf alle Fragen, die hagelschlossendicht auf mich herabprasselten, gab ich exakten Be-

scheid, ohne natürlich mein abenteuerliches Vorleben ans Licht zu kehren. Die Herrschaften mussten mit meinen Antworten vollauf zufrieden sein. Dessenungeachtet hiess es, dass in Anbetracht der vorgerückten Stunde man mich irgendwo unterbringen müsste. Und die detektivische Gesellschaft einigte sich ohne Widerwort auf das Stadtgefängnis.

« Es tut mir leid, unsäglich leid », meinte Joe Daniels, « aber ich kann beim besten Willen nicht helfen. Morgen wird sich ja alles aufklären und bis dahin eine geruhsame Nacht. »

Auf dem Wege ins Gefängnis kam ich mit den beiden Häschern an meiner Wohnung vorbei, und da musste ich ihnen mein Köfferchen übergeben, was mir am wehesten tat, denn ich dachte mir : Vielleicht siehst du deine Manuskripte nie wieder.

Der fettwanstige Sheriff mit seinem Kartoffelgesicht nahm mich im Gefängnis mit öliger Freundlichkeit entgegen. Wie ein Weihnachtspaket. Er rieb sich die Hände und tätschelte mir auf die Schulter : « Sie werden sich bei uns schon zu Hause fühlen, junger Mann ! »

Nach den üblichen ins Gefängnisbuch einzutragenden Personalien und Daten, geleitete mich ein wie durch magische Kraft plötzlich erschienener Kerkermeister in ein kahles Nebengemach und herrschte mich etwas unsanft an. « Ausziehen, marsch, marsch, und nicht lange herumgefackelt. Wir sind hier in keiner Kleinkinderschule. Lassen Sie sich das gleich gesagt sein ! »

Im Lande der Freiheit

Donnerwetter ! Aus dem Loche pfiff es ! Nanu ! Und ich zog mich aus bis auf

die Haut, indes er jeden Lappen meiner Gewandung durchsuchte und alles mit unverständlicher Sachlichkeit auf einen Schemel legte. « Und Läuse haben Sie vielleicht auch, junger Mann? » Alle Gegegnrede half nichts, und die etwas fallstaffische Figur liess mir noch ein eiskaltes Bad angedeihen. Höchst eigenhändig dirigierte er das Wendrohr des Hydrantenschlauches, aus dem es nadelscharf auf mich einspritzte. Das konnte ja gut werden. Nach dem Bade musste ich mich bequemen, mich flugs wieder in meine Hülle einzuklufen. Und nachdem er mir nichts gelassen hatte als die paar Dollar, die ich gerade besass, und den wen mir noch uneröffneten Brief meiner Mutter, schob er mich, mit klirrendem Schlüssel den Weg ins Gefängnis selbst öffnend, vor sich her und schupste mich in eine Zelle hinein. « Recht angenehme Ruhe den Herrschaften! » höhnte er aus seinem schwulstigen Maule heraus, und die Tür flog krachend ins Schloss. Bis dahin hatte ich meine Fassung meisterhaft zu bewahren gewusst. Hinter Schloss und Riegel aber brach ich zusammen, indem ich beim trüben Schein einer Gasflamme den Brief meiner Mutter las.

Sie dankte mir in ihrem Schreiben für die ihr vor Monaten überwiesenen zehn Dollar und gab ihrer Freude darüber Ausdruck, dass ich als Zeitungsreporter in Chicago mein reichliches Auskommen hätte und gesund und guter Dinge sei. Es waren Lügen, alles Lügen, die ich ihr geschrieben hatte. Ich war weder Zeitungsreporter noch sonst etwas gewesen, das sich am hellichten Tage sehen lassen durfte. Und die zehn Dollar, die ich ihr überwiesen hatte, was waren sie anderes, als gefochtenes Geld, an dem so und so

viele Lügen klebten, Lügen, dick wie Spinn gewebe und hässlich, unsagbar hässlich.

Und die alte Mutter schrieb, dass sie täglich dem lieben Gott danke, dass er mich wieder auf den rechten Weg geführt habe. Und sie schrieb vom alten Kirchlein, dem sie jetzt einen frischen Anstrich geben würden und in das ein Harmonium zu stehen käme. Und da brauchte sich der greise Lehrer nicht mehr so mit seiner Stimm gabel und seiner verrosteten Kehle beim Sonntagsmorgen gottesdienst abzuplagen. Der Lehrer freue sich übrigens auch, dass es mir in Amerika gut erginge, überhaupt, das ganze Dorf erwarte jeweils mit Spannung meine seltenen Berichte. Und es sei jeweils ein kleines Festchen im Dorf, wenn sie wieder verkünden könnte: Meinem Sohne geht es gut, sehr gut in Amerika.

Ich aber, der all dies las, lag auf dem harten Strohsack in einer Gefängniszelle Amerikas. Und ich weinte, weinte, so dass der im Gefängnis die Runde machende Wärter es für notwendig erachtete, mir sein grobes « Shut up! Halt 's Maul! » zuzuwerfen. Ich schlief jene Nacht einen von hundert wilden Träumen durchjagten Schlaf und war mehr tot als lebendig, als sich am Morgen die Zelle öffnete und mir der Kerkermeister einen zinnernen Teller voll schleimiger Hafergrütze zuschob. « Du hast ja noch Geld », bedeutete er mir « und kannst dir dein Gabelfrühstück durch einen Wärter von einem Restaurant aus besorgen lassen. Du brauchst ihm nur erkenntlich zu sein. Du verstehst mich schon: Geld braucht es, und dann lässt es sich sogar im Gefängnis ganz angenehm leben. »

Also auch hier der gleiche « Graft », der gleiche Schwindel wie draussen.

« Sie können mir eine Pfeife und ein Paket Tabak besorgen », entgegnete ich und legte ihm eine Dollarnote in die offene Handfläche, die sich automatisch zur Faust schloss. « Wünschest du dir vielleicht eine Wolldecke heute nacht ? Für zwei Dollar will ich dich einpuppen wie einen Nordpolfahrer. Du kannst auch ein anständigeres und geräumigeres « Zimmer » bekommen im obern Ring unseres Hotels, wenn du gehörig ablädst. Warum bist du eigentlich eingelocht worden ? » Und da erzählte ich ihm widerwillig meine Geschichte, die er mit beifälligem Grunzen und manchem langgedehnten : A haa ! aufnahm. « Well, da werden sie dich schon ein paar Wochen behalten. Ich kenne diese Sachen. Du kannst dich also in aller Ruhe einrichten und mit den Herrschaften bekannt werden. Wir haben da zwei Hochwegräuber, einen Mörder, ein halbes Dutzend Diebe und was dergleichen erlesene Gesellen mehr sind. Da wirst du dich schnell anfreunden. Uebrigens kannst du aus deiner Zelle herauskommen und dich ins Gesellschaftszimmer bequemen, das bis abends sechs Uhr den Clubmitgliedern zur freien Verfügung steht. Da kannst du Pocker und Sechsundsechzig spielen, boxen und raufen und Schinderhannesromane verschlingen, je nachdem du gerade fühlst. »

Ich bin aber an jenem Tage stumpfsinnig und brütend in meiner Zelle gehockt. Ich bequemte mich nur unter das eingelochte Gesindel, wenn ich Feuer für meine Pfeife haben musste, das aus einer engen Gasröhre herauszüngelte, die in eine Mauer eingelassen war. So oft ich aus meinem Verliess herauskam, um-

kreiste mich der Schwarm der Gefangenen mit Hornissenlebendigkeit und stach mit hundert giftigen Fragen auf mich ein, die ich wie Ungeziefer von mir abschüttelte.

Für mehr denn drei Wochen hielten sie mich im Bau, bis eines Tages ein Detektiv, mit einem riesigen Dokument bewaffnet, beim Sheriff rapportierte und mich der Kerkermeister ins Bureau brachte, der mich in der Zwischenzeit bis auf den letzten Cent ausgeplündert hatte. Im Bureau wurden von einem bebrillten Schreiberlein meine Personalien ergänzt und ich als spionageverdächtig eingetragen. Das fehlte gerade noch ! Der Detektiv legte mir Handschellen an und transportierte mich auf der Eisenbahn nach Fort Porter am Eriesee. Vergeblich suchte ich von ihm Näheres über mein Schicksal zu erfahren. Er war stumm wie das Grab. Nur ein einziges Mal verstieg er sich auf der Reise zu der Aussage, dass man in meinem Köfferchen eine Unmenge Papiere gefunden hätte, die für mich belastend sein könnten. Es handle sich um in deutscher Sprache geschriebene Artikel, die wahrscheinlich mit dem Krieg und mit meinen Sympathien in Zusammenhang stehen würden. Item — er hatte Befehl, mich in die Festung abzuführen. Das übrige hätte ich mit dem Richter auszumachen.

Am Abend desselben Tages wurde ich in Fort Porter eingeliefert. Ich hatte mir diesen Ort allerdings anders, grausamer vorgestellt, als eine Art Küstrin oder Schloss Chillon. Nichts von alledem ! Ein kleines, ins Geviert gebautes Backsteinhaus mit vergitterten Fenstern — das war das Fort. Und dazu gehörte eine grosse, unförmige Kaserne mit einem

Exerzierplatz. Hinter demselben reihte sich ein rotes Backsteinhaus militärisch an das andere. Jedes hatte ein schmückes Gärtlein vor der Veranda. Es waren das die Häuser, die den Offizieren von Fort Porter zur Verfügung gestellt waren und die sie, sowie ihre Familien beherbergten.

Der Aufenthalt in diesem « Fort » war unvergleichlich schöner als im Gefängnis zu Rochester. Auch hier kümmerte sich lange kein Mensch um mich. Ich musste weder vor Gericht erscheinen, noch wurde ich sonstwie belästigt. Ich wusste nicht, was ich aus meinem Falle machen sollte. Diese Ungewissheit bereitete mir zuweilen Höllenqualen. Dann wieder lebte ich gleichgültig und stumpfsinnig dahin. Da war ich wie ein Tier, dem dreimal täglich der Fressnapf zugeschoben wird. Wartete auf nichts als auf das Essen. Dieses war über alles Erwarten vorzüglich und wurde im langen Speisesaal der Kaserne unter beständiger Gewehrbewachung eingenommen. Wir waren überhaupt ständig unter soldatischer Aufsicht. Tag und Nacht marschierte ein Posten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett um das Militärgefängnis herum. Wenn wir zum Essen in der Kaserne abmarschierten, blitzten immer ein Dutzend blanke Bajonette links und rechts von unserer Kolonne. Manchmal nachts setzten sich ihre Spitzen auf meine nackte Brust, wenn ich mich traumverirrt auf meiner Pritsche hin und herwarf. Und manchmal fuhr ich mit einem Schrei empor, nur, um auszufinden, dass alles ein Spuk gewesen war und dass alles rund um mich herum schlief. Nur der eintönige Schritt des Postens oder das Schnarchen eines Bettnachbars störte die Stille.

Der Sergeant, der die Oberaufsicht über uns hatte, schien der einzige zu sein, der mir wohl gewogen war, wohl weil mein Intellekt und mein Benehmen weit über dem der andern Insassen stand. Während die meisten meiner Kollegen tagsüber kleine Arbeiten zugeteilt erhielten — die einen mussten Laub zusammenrechen, das bereits anfing, von den Platanen neben den Offiziershäusern abzufallen, die andern hatten Küchendienst, und die dritten, es waren ein paar verwegen ausschuhende Russen, mussten sogar im Hof Steine klopfen — liess mich der Sergeant meistens unbehelligt bei allerlei alten, halbzerrissenen Schriften, die in einem Winkel herumlagen und in denen allerlei billiges Romanzeug verzapft wurde. Aber es war momentan besser für mich, diesen Kitsch zu lesen, als gar nichts zu tun. Der Sergeant, übrigens der einzige, mit dem ich in Englisch verkehren konnte und dem ich mein Ungemach erzählte, schien mir aufrichtigen Glauben zu schenken, vermochte weiter aber auch nichts für mich zu tun. Und so blieb dann nichts weiter übrig, als abzuwarten und Tee zu trinken, wie die Redensart heisst.

Es gab für mich gar mancherlei, was die Stunden verkürzte. Jeden Tag kamen neue Transporte an und wurden andere abgeschoben. Die meisten, die das Wacht-haus verliessen, kamen in einem Militärlager unter Drill und Befehl, und viele von ihnen mögen mit ihrem Blut den Boden Frankreichs rot gefärbt haben. Es gab Szenen, die einem die Tränen in die Augen trieben, wenn abends zu einer bestimmten Stunde die Frauen der Polen und Russen an der vergitterten Tür erscheinen durften. Manche Küsse haben diese Eisenstäbe befeuchtet und manche

Tränen, besonders, wenn wieder einer vielleicht auf Nimmerwiedersehen ins Soldaten-Camp abgeführt wurde. Manches buntgewürfelte Slowenen- und Kroatenkopftuch, mancher Rosenkranz und manches Muttergottesbild ist aus den Händen der armen, unwissenden Mütter durchs Gitter in die Tasche eines «Slackers» gewandert, den da unerbittlich das Kriegshorn rief. Ich schrieb nach der Schweiz und bat um einen Heimatschein. Ich habe ihn niemals erhalten.

Endlich wieder Freiheit

Bereits sieben Wochen hörte ich jeden Abend den schwermütigen Gesang der Russen zu einer Ziehharmonika oder die polnischen und ungarischen Tanzweisen anderer Nachbarn. Viel hatte ich ihrer zumeist ungeschlachten, klotzigen Gutmütigkeit zu verdanken. Manches Paket Tabak wurde mir von ihnen zugesteckt. Ein paar der gesitteten Insassen erteilten mir sogar Sprachenlektionen. Andere liessen sich von mir abzeichnen und staunten die unbeholfenen Zeichnungen wie ein Wunder an. Ich fing an, nachgerade ein grosses Tier zu werden und hatte meine helle Freude daran, wenn zur Besuchsstunde dieser oder jener seiner Braut oder seiner Frau ein Konterfei zum Andenken durch die Stäbe schob. Aber als nichts und wieder nichts geschah, bekam ich schliesslich die Sache gründlich satt.

Da bekam ich eines Tages einen rettenden Einfall. Als ich die Strümpfe auszog, blieb mein Blick wieder einmal auf meinen verkrüppelten Zehen haften, die ich mir bei meinen langen früheren Fußwanderungen in zu engen Schuhen in Amerika geholt hatte.

«Was,» sagte ich zu mir selber, «mit

diesen Füssen sollst du Soldat werden? Wenn der Militärarzt diese Füsse sieht, so lässt man dich sicher laufen, kann man dir doch anhand deiner harmlosen Manuskripte auf keinen Fall etwas in die Schuhe schieben.» Waren es doch ohne Ausnahme Geschichten und Verse, die so wenig mit dem Kriege zu tun hatten, wie ein Säugling.

Während der Nacht schmiedete ich meinen Plan. Am Morgen zog ich den mir gewogenen Sergeanten ins Vertrauen.

«Befehlen Sie mir, Steine zu klopfen, und ich werde mich weigern. Und dann sind Sie gezwungen, mich vor den Kommandierenden zu bringen wegen Dienstverweigerung. Das weitere werde ich selber besorgen.»

Gesagt, getan. Noch am selben Vormittag führte mich der Sergeant ins Bureau des Kommandierenden von Fort Porter. Er erstattete seinen Rapport und konnte vorläufig abtreten. Ich aber wurde von ein paar raubauzigen Offizieren ins Verhör genommen, und da platzte ich denn heraus mit all dem, was mich bedrückte. «Und», schloss ich meinen Bericht, «wäre ich auch im Herzen ein «Slacker» gewesen, ich hätte keinerlei Ursache gehabt, fortzulaufen, denn mein Gangwerk sei derart, dass ich zum vornherein als untauglich erklärt worden wäre.» Und bei diesen Worten zog ich meine Schuhe und Strümpfe von den Füssen, was, ich bemerkte es wohl, unterdrückte Heiterkeit erregte. «Hier, meine Herren!» und ich streckte meine Zehen vor zur eingehenden Inspektion. «Der Kerl muss ja nur auf den Ballen laufen», sagte einer der Offiziere, indes der Oberbefehlshaber auf einen Knopf drückte auf seinem Mahagonischreibtisch.

Nach kaum einer Minute erschien ein Arzt, der kopfschüttelnd meine Füsse betrachtete. « Warum haben Sie uns das nicht früher gesagt? Selbstverständlich sind Sie nicht tauglich. Uebrigens, marschieren Sie einmal im Zimmer herum! » Das liess ich mir, munter geworden und meines Sieges gewiss, nicht zweimal sagen, und wenn ich bei dieser Gelegenheit etwas künstlich hinkte, so mag mir dies verziehen werden.

« Well, » liess sich nun auch der Kommandant vernehmen, « mit Ihnen scheint wirklich nichts anzufangen zu sein. » Darauf drückte er wieder auf einen Knopf, und herein trat ein kleiner Soldat, der kerzengerade stand und salutierte. « Bringt Sie mir die Aktenmappe X. Z. » Der Dossierverwalter liess sich dieses nicht zweimal befehlen und verschwand wie ein Spuk zur Tür hinaus. Nach ein paar Sekunden trat er mit der gewünschten Mappe herein, in die sich seine Hoheit zu vertiefen begann.

« Sie haben Glück, junger Mann », machte er endlich, von den Akten aufsehend. « Eben gestern ist von unserm Uebersetzungsbureau ein Bericht eingelaufen, der Sie entlastet. Warum haben Sie aber auch früher nichts gesagt, dann hätte die Sache beschleunigt werden können! » Ja, früher nichts gesagt, sann ich

nach und dachte dabei an die steinernen Vonobenherabgesichter der zwei Gefängnisbarackenoffiziere.

Dann, während ich vermeinte, zwischen Tod und Leben zu schweben, erhob sich der Kommandant von seinem Sitze, drückte noch einmal auf einen Knopf, und herein trat unser Sergeant. « Bringt diesen Mann wieder zurück! » Und zu mir gewendet: « Ich werde Sorge tragen, dass heute noch Ihre Entlassungspapiere ausgestellt werden. Es freut uns für Sie, dass alles so gut abgelaufen ist. Good by and good luck! »

Man hat mich wirklich am selben Tage noch freigegeben. Der Sergeant war glücklich, einem armen Teufel geholfen zu haben und gab mir sogar einen Dollar mit auf den Weg.

Mit Siebenmeilenstiefeln verschwand ich endlich frei hinter der nächsten Strassenecke, um tief, tief aufzuatmen im Gefühl, wieder Herr und Meister über mein Tun und Lassen zu sein.

Indes aber zogen auf einer andern Strasse Soldaten mit klingendem Spiel und wehenden Standarten vorüber. Und da schwur ich mir, angesichts dieser begeisterten, tapfern Jugend, auch meiner Pflicht fortan nachzukommen meinem Adoptivvaterland gegenüber, und weiss Gott: Ich habe den Schwur gehalten.

